Im

Schuldbuch des Hasses

Von Georges Ohnet.

(17. Fortsetzung.)

Da plötzlich hörte man das rasche Heranrollen eines Wagens, der auf das Haus zulenkte und vor der Eingangsthüre hielt. Bernheimer sprang auf das Trottoir. Er kam allein. Madame de Saint-Maurice stürzte ihm verzweifelnd entgegen, laufend, wie sie seit zwanzig Jahren nicht gelaufen war. Aber Bernheimer war so rasch die Treppe heraufgesprungen, daß sie sich im Vorzimmer trafen. Sie streckte dem Freunde die Arme entgegen; eine Frage wagte sie nicht.

„Beruhigen Sie sich, er lebt!" rief er ihr zu.

Die Erschütterung der alten Dame war so groß, daß sie zu Boden gesunken wäre, wenn Bernheimer sie nicht gestützt hätte. Sobald die Anspannung der Ungewißheit sie nicht mehr aufrecht erhielt, verließen sie ihre Kräfte. In derselben Sekunde war sie sich ihrer furchtbaren Erschlaffung bewußt; ihre Füße versagten den Dienst und in einen hohen gothischen Lehnstuhl zurückgelehnt, begann sie fassungslos zu schluchzen.

„O, mein Gott, welches Glück! O, mein Gott!"

Aber Bernheimers Züge blieben finster.

„Freuen Sie sich nicht zu rasch, noch zu sehr. Er lebt, ist aber schwer verwundet. Lassen Sie ihm sein Zimmer herrichten. Ich bin vorausgeeilt, um das Nöthige zu veranlassen."

„Verwundet? Wieso? Und wo?"

„Er hat den einen Arm zerschmettert und eine Kugel in der Brust."

„In der Brust!"

„Ja, man hat sie nicht herausbekommen können; sie hat wahrscheinlich die Rippen gestreift und sich im Rücken eingebohrt.... ganz nahe, ach vielleicht zu nahe der Wirbelsäule...."

„O, mein Gott!" wiederholte die arme alte Frau bestürzt, „O, mein Gott!"

„Dies allein ist das Besorgnißerregende; der zerschmetterte Arm hat nichts zu bedeuten."

„Nichts zu bedeuten! Großer Gott, nichts zu bedeuten!"

„In dem kalten und unbewohnten Landhaus hat unser Chirurg, der brave Doktor Pelicier, sich nicht vollständig über Raimonds Zustand orientiren können. Er wollte den Verwundeten schonen, damit wir ihn hierher überführen könnten."

„Wie haben Sie dies ermöglicht?"

„In einem Möbelwagen, auf einer Matratze, die wir mit Stricken, wie eine Hängematte schwebend, befestigt haben.... Der Admiral kam auf diese Idee.... und im Schritt."

Es trat eine kleine Pause im Gespräch ein. Dann fragte Madame de Saint-Maurice, von einer Unruhe gequält, die ihr die Kehle zusammenschnürte, kaum hörbar, aber mit einem Ausdruck des Hasses in dem leichenblassen Gesicht, der bei der sonst so harmlosen Frau in Erstaunen setzen mußte: „Und der andre? Herr de Roquiere?"

„O, der... der ist todt!"

Madame de Saint-Maurice faltete die Hände: „Gott ist gerecht!" sagte sie leise.

Und ihr Blick wurde starr; vielleicht flogen ihre Gedanken in weite, unbestimmte Fernen zu der, die so trostlose Trümmer hinter sich zurückgelassen hatte.

„Jetzt aber, meine theure, liebe Freundin, dürfen wir keinen Moment mehr verlieren.... denken wir vor Allem an unsern armen Verwundeten. Er leidet furchtbar."

„O, Sie haben recht... verzeihen Sie mir!"

Und sie erhob sich hastig von ihrem Stuhle, und mit einer Lebhaftigkeit, wie sie Niemand noch an ihr warzunehmen Gelegenheit gehabt hatte, eilte Madame de Saint-Maurice, ihre Befehle zu ertheilen.

Eine Viertelstunde später wurde das große Hofthor des Ploerne'schen Hauses weit aufgerissen, um einem häßlichen Möbelwagen Einlaß zu geben. Neben einem Kutscher, der mit einer blauen Blouse und einer Hasenfellmütze bekleidet war, saß der Admiral Regnaud. In einer Sekunde war er vom Bocke gesprungen, und als das ganze Dienstpersonal des Hauses sich angstvoll und neugierig in den Hof drängte, runzelte der alte Seebär die Stirne, blies die Backen auf, zog, was seine Offiziere sein Sturmwettergesicht nannten, und rief mit einer Stimme, die keine Widerrede zuließ: „Her mit dem Kammerdiener, einem Lakeien und dem Portier zum Tragen der Matratze! Alle andern linksumkehrt, aber gleich!"

Die gaffende Dienerschaft stob auseinander, während der Chirurg, ein schöner, kraftvoller Mann mit schwarzem Spitzbart, von dem Wagen herunterstieg. Bernheimer eilte ihm entgegen.

„Wie steht es mit dem Verwundeten?" forschte der Bankier besorgt.

„Er hat das Bewußtsein verloren," erwiderte Doktor Pelicier. „Die Ermattung war größer als seine Energie. Wir müssen ihn unverzüglich ins Haus bringen."

„Angefaßt!" befahl der Admiral.

Die Stricke, welche die Matratze hielten, wurden losgebunden und Raimond auf der schief heruntergeschlagenen Rückseite des Wagens herabgelassen. Der Verwundete war todtenblaß und das Linnen, das seinen Oberkörper bedeckte, war blutbefleckt. Sein Mantel, den man ihm über die Beine geworfen hatte, ging ihm bis zu den Hüften. Ohne die beruhigende Gegenversicherung des Arztes, hätte man Ploerne für todt halten können. Mit der größten Behutsamkeit trugen die sechs Männer den Verwundeten die Treppe hinauf, um ihm auch den leisesten Stoß zu ersparen, und legten ihn in dem für ihn bestimmten Zimmer mit der Matratze auf den Fußboden. Madame de Saint-Maurice, die mit Entsetzen diesen traurigen Vorgängen gefolgt war, hatte sich an's Kamin geflüchtet und betrachtete mit schreckensstarren, weit aufgesperrten Augen ihren Neffen, seine Träger, die rothen Flecken des Verbandes, außer Stande sich zu rühren, unfähig ein Wort zu sprechen.

„Legt ihn mir in die Mitte des Zimmers," befahl der Chirurg. „Da wird's am besten für ihn sein."

Dann kniete er neben dem Verwundeten nieder, befeuchtete ihm die Schläfen mit kölnischem Wasser und ließ ihn Riechsalz einathmen. Eine leichte Röthe zeigte sich auf Raimonds Wangen. Er öffnete die Augen, schaute um sich, erkannte sein Zimmer, seine Freunde und in ihrer Ecke Madame de Saint-Maurice. Mit einer Kopfbewegung, der sie nicht zu widerstehen vermochte, rief er die arme Frau an sein Schmerzenslager. Sie stieß einen Klagelaut aus und sank neben ihm zu Boden, indem sie stammelnd flüsterte: „Mein armes Kind, mein liebes Kind!"

Er fand die Kraft, ihr zuzulächeln, zog seine unverletzte Hand unter der Decke hervor und reichte sie ihr hin. Sie bedeckte sie mit Küssen. Da wurde sie vom Boden aufgehoben, während sie Bernheimer sagen hörte: „Kommen Sie, liebste, beste Frau. Hier dürfen Sie nicht bleiben. Es wird eine schwere Operation absetzen. Raimond hat Sie gesehen: er weiß, daß Sie da sind, daß Sie ihn nicht verlassen. Das genügt für ihn, und jetzt folgen Sie mir."

Damit führte er sie hinweg. Im Hinausgehen begegneten sie dem Professor Rameau, den Doktor Pelicier sofort nach dem Ausgang des Duells hatte holen lassen.

„Sehen Sie," sagte Bernheimer zu der alten Dame mit einem Blick auf den berühmten Arzt; „da kommt die Genesung in's Haus. Wenn unser geliebter Kranker noch zu retten ist, so wird ihn sicher Professor Rameau durchbringen."

Als sie in Madame de Saint-Maurices Zimmer angelangt waren, bot Bernheimer alles auf, um die gepritzte Frau zu beruhigen und abzulenken, solange die ernste Konsultation dauerte, die durch die banae Stille, die kaum von Zeit zu Zeit durch einen leisen Schritt oder das Oeffnen und Schließen einer Thüre unterbrochen wurde, endlos zu sein schien. Er sah, wie Madame de Saint-Maurice am ganzen Körper zitterte, wie sie gespannt hinlauschte, wie sie von ihren gräßlichen Gedanken nicht abzulenken war. Da wagte er es, ihr von ihrer Tochter zu sprechen. Und in diesem Punkte zeigte diese so unbedeutende Frau, die nie einen eigenen Willen gehabt hatte und deren einzige Sorge die um ihre Gesundheit gewesen war, eine Unabhängigkeit des Geistes und des Gefühles, die den Bankier auf's äußerste überraschte: „Sie sehen, was diese Unglücksselige durch ihre Thorheit angerichtet hat....ihr Gatte liegt im Sterben; ein anderer Mann, fast ebenso schuldig, wie sie selbst, ist todt ....Und anstatt ihre Verirrungen zu bereuen und den Versuch zu machen, sie durch Demuth und Entsagung zu sühnen, ist sie fort und fährt in der Welt umher....dahin haben sie ihr Leichtsinn, ihre Koketterie und ihr Egoismus geführt. O, auch ich habe meinen Theil der Verantwortung an ihren Vergehen. Ich war zu schwach und nachsichtig gegen sie, und meine Liebe für sie hat mich blind gegen ihre Fehler gemacht. Sie war so schön, so sanft, und schien so gut....Aber ich werde meine Pflicht erfüllen; mein Platz ist hier bei diesem armen, unglücklichen jungen Mann, dem ich von Herzen zugethan bin. Zwischen ihm und Lydia schwanke ich keinen Augenblick. Ich kenne die Undankbare nicht mehr....Ich werde vor den Augen der Welt dem Gatten eine moralische Stütze sein; das ist leider alles, was ich thun kann, um ihn für die Leiden zu entschädigen, deren meine Tochter ihm mehr als zu viel bereitet hat!.... Wenn Raimond mich in seinem Hause behalten will, wenn ihm meine Gegenwart nicht zu peinlich ist, dann werde ich an seiner Seite leben."

Sie unterbrach sich, machte eine verzweifelte Handbewegung und mit halberstickter Stimme fügte sie hinzu: „Ach, ich schmiede Pläne! Weiß ich denn, ob wir noch eine Zukunft haben! ....Wird denn der arme Junge von seinen schrecklichen Wunden genesen? Werde ich nicht, nachdem ich meine Tochter verloren habe, auch noch meinen Sohn verlieren müssen?"

Und wieder brach sie in Thränen aus. Ehe Bernheimer eine Erwiderung geben konnte, trat eine Kammerzofe ein, welcher der Admiral auf dem Fuße folgte. Auf seinem Gesichte war ein Ausdruck von Beruhigung zu lesen.

„Die Aerzte haben die Kugel soeben herausgezogen," sagte er voll Genugthuung. „Damit ist sehr viel erreicht; sie hatte sich gegen die Hüfte gesenkt und war auf sehr gefährlichem Wege eingedrungen. Aber Rameau versichert, daß kein edleres Organ verletzt sei....Eine gebrochene Rippe, einige zerrissene Muskelstränge, große Verheerungen, aber nichts, was nicht heilbar wäre."

„Welches Glück!"

„Er hat allerdings hohes Fieber, trotz der starken Blutverluste...."

„Was geschieht augenblicklich mit ihm?"

„Man legt ihm den Arm in einen Verband, der ihn bis zur vollständigen Zusammenheilung unbeweglich macht."

„Darf man zu ihm in's Zimmer?" fragte Bernheimer.

„Ja wohl. Ploerne verlangte sogar nach Ihnen."

„Lassen Sie mich hinein!" bat Madame de Saint-Maurice.

„O, gnädige Frau, ich beschwöre Sie, keine Aufregung für den Verwundeten; nur ruhige Menschen dürfen um ihn sein....Sein Leben hängt davon ab."

„Ich will nur durch die Thürspalte hindurch sehen."

Raimond lag in seinem Bett ausgestreckt, mit geschlossenen Augen, als schliefe er. Gelöste und gerötheste Binden lagen unordentlich umher, auf dem Boden stand eine Schüssel voll blutigen Wassers, und auf dem Tische ein Kasten mit schreckenerregenden Instrumenten, während ein durchdringender Geruch von Karbol und Jodoform die Luft erfüllte. Hinter dem herabgelassenen Rouleau war das Fenster halb geöffnet. Vor dem Kamine zog Rameau eben seine Manschetten an, während er mit seinem jungen Kollegen flüsterte. Bernheimer näherte sich mit lautlosen Schritten dem Bette. Da schlug der Verwundete die Augen auf und richtete seinen trüben Blick auf den Bankier. Er erkannte ihn und fragte mit kaum hörbarer Stimme: „Bernheimer....das Comptoir?"

Eine schwere Sorge prägte sich in den Zügen des Kranken aus. Unter all seinen Schmerzen und trotz seiner Schwäche, verfolgte ihn der Gedante an seine finanzielle Verantwortlichkeit.

„Aengstigen Sie sich darüber nicht," erwiderte ihm Bernheimer; „ich stehe für alles....Ihre Verbindlichkeiten werden glatt abgewickelt werden....Ich habe dafür schon die nöthigen Schritte gethan."

Ein Freudenstrahl flog über das bleiche Gesicht Raimonds und er flüsterte: „Danke!"

„Denken Sie nur an Ihre Genesung....Sie haben gute Freunde und eine zärtliche Mutter...."

Bei diesen Worten, die ihm Lydia in's Gedächtniß zurückriefen, zog Raimond die Augenbrauen zusammen, er wurde noch um einen Schatten blasser und Schweißtropfen perlten ihm über die Stirn.

„Sie regen mir meinen Kranken auf", warf da Doktor Pelicier dazwischen, indem er Bernheimer am Arm faßte und ihn mit zu Rameau hinüberzog, der eben nach seinem Hute griff.

„Herr de Ploerne darf nicht allein gelassen werden," sagte der große Arzt. „Aber man darf ihn auch nicht ermüden. Wer wird bei ihm wachen? Seine Schwiegermutter?"

„O, keineswegs!...Später, wenn er außer Gefahr ist. Könnte ich nicht bei ihm bleiben?"

„Wenn Sie wollen....Aber die Börse?"

„O, die Börse wird auch einmal ohne mich fertig werden können, ebensogut wie Ihr Spital sich heute früh ohne Sie behelfen mußte. Sie haben Ihre Assistenten, ich meine Sekretäre."

Rameau drückte dem Bankier die Hand, grüßte Madame de Saint-Maurice und entfernte sich mit den Worten: „Um sechs Uhr werde ich wieder nachsehen."

Der Tag verlief sehr schlecht, das Fieber nahm zu und quälte den Kranken sehr. Er rührte sich nicht, denn er war so schwach, daß er außer Stande war, die leiseste Bewegung zu machen. Aber sein Gesicht war pupurroth und sein gepreßter Athem kam pfeifend aus der Kehle hervor. Trotz des Verbots der Aerzte hatte sich Madame de St. Maurice in Raimonds Zimmer einquartirt. Sie saß zu Füßen seines Bettes und schaute wortlos, voll zärtlichen Mitleids auf den Kranken. Er hatte sie wohl erkannt, und als sie ihm einmal einen Löffel seiner Arznei eingab, hatte er seine Lippen auf die Hand der alten Frau gedrückt, die dann still vor sich hinzuweinen begann. Bernheimer, der eine Steigerung des Fiebers bei jeder Erregung fürchtete, hatte Madame de Saint-Maurice an's Kamin verbannt und ihren Platz zu Füßen des Bettes eingenommen. So hatten sie den ganzen Tag verbracht, ohne ein Wort zu sprechen, den keuchenden Athemzügen des Verwundeten lauschend, ihn pflegend, ihn beobachtend, aber ohnmächtig, ihm Erleichterung zu schaffen. Er klagte nicht, obgleich er große Schmerzen litt. Was waren diese Schmerzen im Vergleich zu den Qualen, die sein Herz zu erdulden hatte?

Gegen Abend nahm das Fieber noch mehr zu, und Raimond stieß mit leiser Stimme einige Worte hervor. Auf die Frage Bernheimers, ob er etwas wünsche, erwiderte er: „Nein, aber ich glühe." Zur angegebenen Stunde kamen die Aerzte wieder, untersuchten den Verband und fanden alles in Ordnung. Das Allgemeinbefinden jedoch erschien ihnen schlecht, und ihre Mienen wurden sorgenschwer. Als sie im Arbeitszimmer des Grafen ein Rezept verschrieben hatten, theilten sie Bernheimer ihre Besorgnisse mit.

„Wir haben eine schlechte Nacht zu erwarten... Wer wird bei Herrn de Ploerne wachen? Wissen Sie eine Vertrauensperson, die Sie ablösen könnte? Von Madame de Saint-Maurice kann keine Rede sein, denn ihre Kraft würde nicht ausreichen... Die Dienerschaft?..."

„Ordentliche Leute, aber eben Dienstboten."

„Wollen Sie vielleicht einen Assistenten oder eine Krankenpflegerin?" fragte Pelicier.

„Was halten Sie von einer barmherzigen Schwester?" meinte Bernheimer.

„Gut, also eine barmherzige Schwester," erwiderte Rameau. „Aber wo her wollen Sie eine bekommen?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Ich habe, was wir brauchen; etwas Besseres kann es gar nicht geben."

„So bin ich es zufrieden. Auf Wiedersehen morgen früh."

Die Doktoren entfernten sich und Samuel ging in's Krankenzimmer. Er zog Madame de Saint-Maurice beiseite: „Die Aerzte halten eine Pflegerin für unbedingt nöthig und haben mich beauftragt, eine zu besorgen..... Bleiben Sie, bis zu meiner Rückkehr, bei dem Verwundeten."

Ohne irgend eine weitere Aufklärung zu geben, verließ Bernheimer das Zimmer. Sein Wagen wartete seit dem Morgen vor der Thüre. Er stieg ein, nachdem er dem Kutscher befohlen, ihn nach dem Kloster der Passionsdamen zu fahren, denn er wollte sein Mündel holen. Ganz plötzlich war ihm der Gedanke gekommen, Raimonds Leben Therese anzuvertrauen. „Niemand wird ihn besser pflegen können als sie," dachte er, während er in rasender Eile der Rue Saint Jacques zurollte. „Nachdem ihn ein Teufel von Weib fast gemordet hat, soll ihn dieser Engel retten. Wird sie mir aber folgen wollen? Wenn sie sich weigerte, wäre sie nicht das bewunderswerthe Mädchen, das sie ist. Und würde sie noch so entsetzlich darunter leiden, ich bin trotzdem überzeugt, daß sie die Aufgabe, die ich ihr zugedacht habe, nicht zurückweist."

Der Wagen hielt vor dem großen Thor. Er stieg aus und zog die Glocke. Aber schon im Zimmer der Pförtnerin stieß er auf eine Schwierigkeit: die festgesetzte Zeit zum Besuch der Pensionärinnen war vorbei. Er solle den nächsten Tag von zwölf Uhr ab wiederkommen. Bernheimer ließ sich indeß nicht so rasch entmuthigen. Er verlangte die Oberin zu sprechen. Zweites Hinderniß: Die Oberin wohnte gerade der Messe bei und durfte unter keinen Umständen gestört werden. In dreiviertel Stunden erst verließ sie die Kapelle, um sich jedoch sofort von da in den Speisesaal zu begeben, wo sie das Mahl der Nonnen überwachte.

Bernheimer, der sich in dem Netze der strengen Vorschriften verwickelt sah, versuchte es mit einem letzten Mittel. Er betonte, daß es sich um Leben oder Sterben eines Menschen handle; es sei unbedingt nothwendig, daß er die Oberin, wäre es auch nur eine Sekunde, beim Herauskommen aus der Kapelle spreche. Er wolle, wenn es sein müsse, im Hofe warten. Sein entschlossener Blick bewies der Pförtnerin, daß er mit oder ohne Erlaubniß bleiben würde. Da er sich schon innerhalb der Klostermauern befand, hatte er nur einen Schritt zu machen, um in den bedeckten Gang zu gelangen, der in's Kloster führte. Die Pförtnerin, welche die Energie des starken Mannes fürchtete, zog es daher vor, ihn in's Sprechzimmer gehen zu lassen, und versprach, die Oberin von seinem Besuch in Kenntniß zu setzen.

Er mußte lange warten; die Nacht brach herein, und in dem so vertrauten Raume, der jetzt aber in fast vollständige Dunkelheit gehüllt war, überfiel Samuel eine tiefe Traurigkeit. Leiser Glockenton erschallte, bei dessen Klang er zitternd bangte. Er dachte, daß wenn Therese mit ihm ging, Raimond zu retten war; daß wenn sie sich weigerte, der Verwundete sterben würde. Da endlich ward die Thüre geöffnet, die Oberin trat ein, von einer Schwester begleitet, die eine Lampe trug.

„Sie haben darauf bestanden, mich zu sprechen," begann sie mit sanfter Stimme. „Die Zeit drängt; ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich kurz fassen wollten."

In wenig Worten erklärte Bernheimer, wer er war, und setzte ihr die Dringlichkeit seines Auftrags auseinander, indem er hinzufügte, daß Fräulein Letourneur von ihrer Tante verlangt werde. Die Oberin hörte ihn, ohne eine Miene zu verziehen, an.

„Nachdem ich bereits gegen die Klosterregeln verstoßen habe, indem ich Sie jetzt empfing, will ich Ihnen auch nicht versagen, Fräulein Letourneur zu sprechen. Was Sie wünschen, ist sehr anerkennenswerth. Der Zweck unserer Klostergemeinschaft ist, den Bedrängten zu helfen und den Kranken beizustehen. Wenn Sie mich um eine Schwester zur Pflege Ihres Kranken gebeten hätten, könnte ich Ihnen sofort eine überlassen. Fräulein Letourneur jedoch ist ihre eigene Herrin; wir müssen sie daher befragen. Sie allein kann über sich verfügen. Ich werde sie Ihnen hierher schicken."

Bernheimer verneigte sich zum Zeichen seines Dankes, nahm aus seiner Brieftasche einen Tausendfrankenschein und reichte ihn zusammengerollt der Oberin mit den Worten hin: „Erlauben Sie mir, Ihren Armen das Wohlwollen, das Sie mir entgegenbringen, zu Gute kommen zu lassen."

Mit einem Nicken des Dankes und einem freundlichem Lächeln verließ die Oberin das Zimmer, und schon nach wenigen Minuten trat Therese ein. Sie sah sehr erregt aus, und als Samuel ihre Hand in die seine nahm, fühlte er, wie sie zitterte.

„Was gibt es denn, lieber Pathe?" fragte sie.

„Ein großes Unglück, meine arme Kleine. Ich darf aber keine Zeit mit Erzählen der Einzelheiten verlieren, und muß Dir das Wichtigste sofort sagen. Du hast doch Muth, nicht wahr? Man kann mit Dir ohne Schonung sprechen?"

Er hielt ein, da sie erblaßte. Sie konnte jedoch sein Schweigen nicht ertragen, und als gäbe es auf der Welt nur Eins, an was sie dachte, rief sie in ihrer Herzensangst aus: „Es handelt sich um Raimond!"

„Ja."

„Er ist todt?"

„Nein, nur verwundet."

Sie schrie auf, schmerzlich und zugleich dankerfüllt, und faltete die Hände zum Gebet.

„Deine gute Tante ist rathlos und ganz erschöpft. Man muß bei dem armen Jungen die Nacht hindurch wachen; sein Leben hängt von der Sorgfalt ab, mit der er gepflegt wird. Die Aufmerksamkeit und Verantwortlichkeit, die dies erfordert, kann man von keinem Bediensteten verlangen; ich habe daher sofort an Dich gedacht."

Therese hatte Bernheimer mit Erstaunen angehört. Mit ein paar Worten drückte sie ihren ganzen Gedankengang aus: „Und seine Frau? Lydia?"

Samuel senkte den Blick zu Boden: „Sie ist nicht da."

„Fort von ihm?"

„Ja."

„Die Unglückselige!"

Die Erregung schnürte ihr die Kehle zusammen; sie holte schwer Athem, dann sagte sie zu Bernheimer, indem sie ihre Augen ernst auf ihm ruhen ließ: „Sie haben recht daran gethan, mich zu holen. Machen wir uns sofort auf den Weg."

„Du liebes, gutes Kind, ich war Deiner sicher," und er drückte sie an sein Herz, aber sie wand sich los: „Verlieren wir keinen Moment."

„Muß Du Einiges mitnehmen?"

„Nur meinen Mantel. Morgen werde ich holen lassen, was ich brauche. Gehen Sie einstweilen in den Hof hinunter und warten Sie da auf mich; ich will erst noch mit unserer Oberin sprechen; ich komme gleich nach."

Sie entfernten sich, er durch das Vorzimmer, sie durch die innere Thüre. Er war kaum unten angelangt, als er auch schon in der Dunkelheit Therese auftauchen sah. Sie trug das Gewand der Novizen und hatte die Flügelhaube auf dem Kopfe; ein großer grauer Mantel umhüllte ihre zarte Gestalt. Sie zeigte der Pförtnerin ihren Erlaubnißschein und trat mit ihrem Pathen auf die Straße. Im Wagen erzählte ihr Samuel die traurigen Vorgänge, welche die blutige Lösung herbeigeführt hatten. Er mußte Einzelheiten weglassen, aus Schonung für die Unschuld des reinen Mädchens. Aber sie kannte Lydias Verderbtheit zur Genüge, um sich selbst die Lücken in ihres Pathen Erzählung auszufüllen.

„Das Alles habe ich längst erwartet. Ich sah voraus, daß sie Raimond unglücklich machen würde!" sagte Therese ernst. „Aber was sollte ich thun? Ihn aufklären? Wie konnte ich das? Da hätte ich sofort das Unglück herbeigeführt, das ich fürchtete, und es wäre nicht einmal die Möglichkeit geblieben, daß die Zeit die Gemüther beruhigen und Alles wieder in's Geleise bringen würde. Die Katastrophe wäre sofort durch meine Schuld hereingebrochen, wenn ich dem armen Manne die Wahrheit aufgedeckt hätte."

„Da hast Du lieber den Verdacht auf Dich genommen, hast Dich beschuldigen lassen und bist in die Einsamkeit gegangen. Das Kloster war für Dich nur der Zufluchtsort in Deinem moralischen Elend."

„Aber ein stiller, wohlthuender Zufluchtsort, den ich liebe und nie mehr verlassen werde."

Auf diese Worte, in denen Therese ihren ganzen Lebensplan niederlegte, hätte Samuel vieles zu erwidern gehabt. Es schien ihm jedoch klüger, jetzt noch zu schweigen.

Der Wagen hielt vor dem Hause in der Rue de Rembrandt. Sie traten hinein und stiegen die Treppe hinauf. Hier kam ihnen schon Madame de Saint-Maurice entgegen, die ihre Nichte mit ausgebreiteten Armen empfing. Therese erwiderte die Küsse der guten Frau mit inniger Herzlichkeit, aber ihr erstes Wort galt dem Kranken.

„Wie geht es ihm?"

„Nicht gut. Er hat furchtbares Fieber; ich glaube, er phantasirt ein wenig."

„Führt mich zu ihm!"

In dem durch eine Nachtlampe schwach erleuchteten Zimmer lag Raimond noch immer regungslos auf dem Bette. Die Stirnadern waren ihm angeschwollen, und sein Gesicht war von der Gluth des Fiebers verzerrt. Er bewegte die Lippen, Worte lispelnd, die nicht hörbar wurden, und schien mit sich zu sprechen. Die Lider hatte er geschlossen, und über die Schläfen rann ihm der Schweiß auf die blassen Wangen herab.

In schmerzlicher Erregung näherte sich das junge Mädchen dem Kranken, der regungslos verharrte. Mit den Fingerspitzen fühlte sie ihm leise den rasch klopfenden Puls, und bei der kühlenden Berührung schlug er die Augen auf und richtete seinen trüben Blick auf Therese. Sie griff nach der auf dem Tische stehenden Arznei und flößte ihm einen Löffel voll davon ein, indem sie ihm vorsichtig den Kopf in die Höhe hob. Da lächelte er, streckte sich ein wenig und flüsterte hinter der dunkeln Bettgardine hervor: „Ich danke Ihnen, Schwester."

„Er hat mich nicht einmal erkannt," sagte Therese verzweifelt, denn jetzt erst überfah sie die ganze Schwere der Gefahr; sie verlor die gewohnte Fassung und Ruhe, und konnte ihre Thränen nicht mehr zurückdrängen.

Aber es war ihre Art nicht, sich lange gehen zu lassen. Sie raffte sich auf, und entschlossenen Muthes besprach sie mit ihrer Tante und ihren Pathen, wie sie sich einrichten wollten, damit Raimond beständig eines von ihnen um sich habe.

Ihr wurde die erste Nachtwache zuertheilt. Eine Kammerzofe sollte im Nebenzimmer zu ihrer Verfügung bleiben; Bernheimer jedoch wollte nach Hause gehen und dann am nächsten Morgen um zehn Uhr wiederkommen, um bei dem Besuche der Aerzte gegenwärtig zu sein.

Um Kraft für die Nacht zu sammeln, ließ sich Therese bewegen, mit Frau de Saint-Maurice und Bernheimer das Abendessen einzunehmen. Es war schon halb neun Uhr, und sie blieben nur kurz bei Tische sitzen.

Um zehn Uhr befand sich Therese allein im Krankenzimmer, wo sie sich zu Füßen des Bettes niederließ. Lange hatte sie gebetet und hingebend Gott ihr Leben für das von Raimond angeboten.

Die erste Hälfte der Nacht verlief ohne Störung, und das Aussehen des Verwundeten veränderte sich nicht. Doch begann er laut zu phantasiren; der Trank, den ihm Therese regelmäßig eingab, schien seine beruhigende Wirkung auf ihn zu verfehlen. Von der Erinnerung an den schrecklichen Zweikampf verfolgt, wiederholte er in kurz abgerissenen Sätzen dessen tragischen Verlauf, und Therese schauderte davor zurück, als sähe sie das entsetzliche Drama sich in Wirklichkeit vor ihr abspielen.

Sie erfuhr auf diese Weise, daß Roquiere, seines Schlusses sicher, sofort auf das gegebene Zeichen hin losgedrückt und seinen Gegner niedergestreckt hatte. Sie sah dann im Geiste Ploerne, blutbefleckt, den rechten Arm schlaff herabhängend, sich mit einer äußersten Anstrengung seines Willens noch einmal vom Boden erheben, sah ihn die Pistole in die linke Hand nehmen, bis zur ausgesteckten Grenze vorschreiten, und in der Ueberzeugung, daß er selbst sterben mußte, mit einer fürchterlichen Entschlossenheit Lydias Geliebten eine Kugel durch den Kopf jagen. Sie hörte den Schreckensschrei des Verwundeten, hörte sein Gestöhn und dann sein Frohlocken über den Sieg.

Dann allmählich vergaß der Kranke in seinen Phantasien das Duell, um nur noch an die zu denken, welche die Veranlassung dazu gewesen war. Und der Name seiner Frau kam ihm immer und immer wieder über die Lippen, bald kosend, bald drohend. Er rief sie mit sanfter Stimme und sprach ihr von seiner Liebe; dann überschüttete er sie mit flehentlichen Bitten, Vorwürfen und Beschimpfungen. Therese fühlte sich tief unglücklich bei diesen Ausbrüchen seiner Leidenschaft, die allein noch das Leben in dem Sterbenden zurückzuhalten schien, und die sich in ihrer Schwäche wie in ihrer Heftigkeit als unausrottbar zeigte. Nicht ein einziges Mal kam ihr eigner Name über seine Lippen. Er hatte sie vergessen; sie existirte nicht mehr für ihn. Lydia, immer nur Lydia, nichts außer Lydia gab es für ihn.

Und in der Stille der Nacht, sicher, von Niemand gehört noch gesehen zu werden, erleichterte Therese ihr gequältes Herz und brach in fassungsloses Schluchzen aus. Während sie ihre Ruhe wieder zu gewinnen versuchte, das Gesicht in den Händen vergraben, hörte sie Raimond leise fragen: „Wer weint denn da?"

Mit starren Blicken strengte er sich an, durch die Dunkelheit zu erkennen, was um ihn vorging. Therese erhob sich von ihrem Stuhle, trat auf den Kranken zu und reichte ihm den Trank, der ihm Beruhigung bringen sollte. Er trank, faßte jedoch währenddem nach dem weiten Aermel des jungen Mädchens und hielt sie so zurück, indem er wiederholte: „Warum weinen Sie, Schwester?"

Sie antwortete nicht, aus Furcht, er möchte sie an ihrer Stimme erkennen und dadurch in noch größere Aufregung und in eine neue Krise verfallen. Da richtete er sich mit einem schweren Seufzer ein wenig in die Höhe und murmelte so leise, daß sie es kaum verstehen konnte: „Wer anders sollte um mich weinen, als Therese?"

Mit einer raschen Bewegung machte sie sich von ihm los, kam aber dabei so zu stehen, daß der volle Schein der Nachtlampe auf ihr Gesicht fiel. Raimond stieß einen Schrei aus und sagte: „Du bist es also, Therese! Gewiß; jetzt kannst Du ja wiederkommen, da sie nicht mehr da ist. Therese, arme Therese! Ich habe Dich verdächtigt, habe Dich gequält! O, verzeihe mir!"

Sie schwieg und er fuhr in wachsender Erregung fort: „Bist auch Du nur ein Phantom wie die, welche ich noch vor einem Augenblick an meinem Bette stehen sah. Bleibe, was immer Du bist! Du wenigstens fügst mir kein Leid zu. Du hast Mitleid mit mir. Wenn Du nur mit mir sprechen wolltest, dann, glaube ich, könnte ich ruhiger werden. Wenn Du wirklich bei mir wärst, würde ich weniger leiden. Du warst mein guter Engel, und wenn Du wiederkehrtest, würde das Unglück von mir weichen. Therese, habe Erbarmen mit mir! Antworte mir doch! Bist Du es wirklich? Oder habe ich nur, wie vorhin auch, einen traurigen Traum?"

Sie begriff, daß ihr Schweigen jetzt viel gefährlicher werden konnte, als ihr Zugeständniß. Sie legte daher ihre Hand auf den brennenden Arm des Kranken und sagte beschwichtigend: „Ja, Raimond, Sie können sich beruhigen, ich bin es in der That und habe mein Kloster verlassen, um Sie zu pflegen."

Er unterbrach sie: „Dein Kloster. Ich bin schuld, daß Du in's Kloster gingst. Versprich mir, daß Du nicht mehr dahin zurückkehren wirst... Siehst Du, du darfst mich nicht mehr verlassen. Nur Du allein kannst mich retten."

„Ich werde Sie nicht verlassen, seien Sie unbesorgt... und Sie werden genesen."

„Genesen vielleicht, aber vergessen... vergessen... O, Therese, wie bin ich unglücklich!"

Die Thränen rollten ihm die fiebernden Wangen herab. Das junge Mädchen wischte ihm in mütterlich zärtlicher Sorgfalt mit einem duftenden Tuche über's Gesicht, schüttelte ihm die Kopfkissen zurecht und sagte sanft lächelnd zu ihm: „Sie müssen aber jetzt schlafen, damit Ihre Aerzte morgen mit mir zufrieden sein können."

„Aber Du bleibst?"

„Ja, wenn Sie recht folgsam sein wollen."

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

Für die Küche.

Brot-Speise mit Aepfeln. Geriebenes Schwarzbrot oder Pumpernickel vermischt man mit Zucker, gestoßenem Zimmet und Nelken. Dann schneidet man geschälte Aepfel, aus welchen man das Kerngehäuse gestochen hat, in dicke Scheiben und marinirt sie eine Stunde mit Zucker, gestoßenem Zimmet und Rum. Nun streicht man eine tiefe Eierkuchenpfanne recht fett mit Butter aus, belegt sie fingerdick mit dem geriebenen Brote und legt die Aepfelscheiben nebst gereinigten Rosinen in guter Ordnung darauf, bedeckt die Aepfel mit Brot, träufelt Butter darüber und backt das Ganze etwa drei Viertel Stunden in guter Ofenhitze, stürzt dann die Speise geschickt auf eine Schüssel und bestreut sie mit Zucker.

Schinkenpastete. Man macht aus einem Pfund Mehl, zwei Unzen Butter, einem Ei und einem Pint saurer Sahne einen Teig, formt daraus mehrere Theile und rollt diese dünn aus. Alsdann hackt man Schinken (etwa einen gehäuften Suppenteller voll), gebe eine fein gehackte Zwiebel, fünf verklopfte Eier, ein halbes Pint Sahne, Muskat und Pfeffer darunter und mische es gut. Dann lege man eine mit Butter bestrichene Form mit Teig aus, darauf eine fingerdicke Lage Schinken, wieder Teig, dann Schinken und so fort. Obenauf muß eine Teigplatte sein. Man backe dies in guter Hitze eine Stunde lang und stürze es.

Ragout von Hammelfleisch. Das in kleine, viereckige Stücke geschnittene und gewaschene Fleisch wird in kochendes Wasser und Salz gelegt, abgeschäumt, mit Lorbeerblättern, ganzem Pfeffer, Nelken, Zwiebeln und Dill (Fenchel) gewürzt. Hiermit wird das Fleisch reichlich halb weich gekocht, dann das Fett von der Brühe entfernt und diese durch ein Sieb gegossen, mit in Butter geschwitztem Mehl aufgekocht, das Fleisch nebst einigen Citronenscheiben, Perlzwiebeln, eingemachten Gurken hineingethan und ferner gekocht.

Schweinsohren, gebacken. Sauber geputzte Schweinsohren werden in Salzwasser weich gekocht, zwischen zwei Brettchen oder Deckeln eine Stunde gepreßt, in geschlagenem Ei und geriebener Semmel umgekehrt, in heißem Schmalz gebacken und als Beilage zu verschiedenen Gemüsen, wie Erbsen, Kohl, Spinat, Kraut, gegeben. Paßt auch gut als Abendplatte zu gemischtem Salat.

Gebackene Kartoffeln. Geschälte, gewaschene, rohe Kartoffeln werden in Scheiben, Streifen oder Achteln auf einem Tuche ausgebreitet und